



24. Jahrgang.

Feierstunden.

□ □ □ □ Tägliche Unterhaltungsbeilage zum Wiesbadener General-Anzeiger. □ □ □ □

Nr. 253.

Freitag, den 29. Oktober 1909

24. Jahrgang.

Der Tophar.

Ein Freimaurer- und Liebes-Roman aus der 1848er Revolution
von Dr. Ehrenfels.

(32. Fortsetzung.)

„Das ist ja meine vornehme Nachbarin“ — versetzte die Alte. „Auf dem gewöhnlichen Wege kommen Sie dort nicht mehr hin, denn wie mir meine Enkelin vor einer Stunde sagte, steht um den ganzen Bastilleplatz sowie auf dem Boulevard Beaumarchais, Barrikade an Barrikade. Aber damit Sie sehen, daß die Mutter Manon trotz ihrer 70 Jahre noch immer ein warmes Herz für die Jugend hat, so will ich Ihnen ein Mittel an die Hand geben, wie Sie in das Palais gelangen können, ohne sich den Augen der Blauen oder der Roten aussetzen.“

Bröfing horchte auf.

„Suchen Sie unangefochten in die Straße St. Paul und von da in die Straße St. Louis zu gelangen. Treffen Sie unterwegs auf Rote, so wird Ihre Kofarde Sie schützen. Merken Sie aber, daß Blaue um die Wege sind, so reißen Sie dies rote Ding ja bei Zeiten ab, denn sonst könnte es leicht geschehen, daß Sie, anstatt nach der Rue des Tournelles, nach Vincennes spazieren. In der Straße St. Louis angelangt, schlagen Sie die zweite Seitenstraße ein. Es ist ein Sad. Das vorletzte Haus links hat die Nummer 182. Klopfen Sie dort an das zweite Fenster, rechts vom Tor. Ein junges Mädchen wird sich zeigen. Es ist Marguerite, meine Enkelin. Sagen Sie ihr, Mutter Manon schicke Sie. Marguerite wird Sie durch den Hof nach dem Garten führen, welcher an den des Palais stößt. Die sechs Fuß hohe Mauer ist für Ihre jungen Beine kein unübersteigliches Hindernis, schlimmsten Falles findet sich auch wohl eine Leiter. Und nun machen Sie, daß Sie weiter kommen, denn es fängt an, von allen Seiten zu knallen. Hören Sie, die Kanonen brummen auch schon ihren Waf. Das wird lustig werden!“

„Danke, Mutter Manon!“ — rief Bröfing, dem Weibe nochmals die Hand drückend. — „Aber wie? Wollen Sie denn nicht selbst mitkommen? Hier wird es am Ende auch für Sie gefährlich werden?“

Ein Lächeln souveräner Verachtung war die Antwort.

„25 Jahre sitze ich auf meinem Posten!“ — sagte die Alte stolz. — „Um dieser Pariser Maulaffen willen werde ich ihn wahrhaftig nicht verlassen. Ich nehme blaues und rotes Geld, mir ist alles eins. Aber wehe dem Taugenichts, der sich unterstünde, die Hände nach meinem Kram auszustrecken. Der sollte Mutter Manon kennen lernen!“

„Auf Wiedersehen also!“ — rief Bröfing, mit Doppelschritten der Straße St. Paul zueilend. Bald war er den Blicken der Alten entschwunden.

„Wenn der ein Roter ist“ — sagte das Weib, ihm nachsehend — „dann bin ich ein Rosaf! Nun, viel Glück auf den Weg!“

Die Straßen, welche Bröfing wie im Fluge durcheilte, waren beinahe menschenleer. Kein Tor stand offen, und in den Erdgeschossen der meisten Häuser waren die Fensterläden geschlossen, wie um Mitternacht.

Dem Rote der Mutter Manon folgend, hatte Bröfing die Kofarde nicht von der Mühe gerissen. Nirgends wurde er angehalten. Er passierte ungehindert ein starkes Detachement Bewaffneter, das sich beim Eingange der Straße St. Antoine aufgestellt hatte. In der Rivolistraße zeigten sich Barrikaden, an denen noch eifrig gebaut wurde, ein Zeichen, daß weiter hinaus die Straßenwälle bereits vollendet sein mußten. Bald hatte er die von der Alten bezeichnete Sadgasse erreicht und klopfte an das Fenster des betreffenden Hauses. Ein hübscher Mädchenkopf zeigte sich.

„Ihre Großmutter schickt mich“ — sagte Bröfing rasch, indem er den Ridicule der Mutter Manon präsentierte. — „Ich muß in das Palais der Fürstin in der Rue des Tournelles!“

„Gleich, Monsieur, nur einen Augenblick Geduld!“ — Nach wenigen Minuten öffnete sich das Tor, welches die niedliche Blondine sogleich wieder hinter ihm schloß.

„Kommt die Mama nicht auch?“ — fragte das Mädchen ängstlich.

„Seien Sie unbesorgt, Mademoiselle, auf dem Quai des Dames ist es ganz ruhig. Ihrer Großmutter droht nicht die geringste

(Nachdruck verboten.)

Gefahr!“ — rief Bröfing. — „Aber ich darf keine Sekunde verlieren. Bitte, führen Sie mich schnell nach dem Garten, damit ich über die Mauer steige.“

„Kommen Sie!“ — sagte das Mädchen. — „Ach, welch ein entsetzlicher Tag!“

Durch einen langen, schmalen und schmutzigen Hof gelangten sie unbeachtet in ein kleines, wohlgepflegtes Gärtchen. Die Bewohner des Hauses, die sich wahrscheinlich alle auf dem Speicher befanden, von welchem aus man sicherlich bis nach dem Bastilleplatz sehen konnte, kümmerten sich in diesem Augenblicke wahrscheinlich eher um alles andere, als um Hof und Garten.

Als gewandter Turner hatte Bröfing bald das Dach des kleinen, an die Trennungsmauer gelehnten Gartenhäuschens erklettert. Sein Blick fiel auf den Park des Hotels der Fürstin. Nirgends zeigte sich darin ein lebendes Wesen. Ein Baum, dessen Äste über die Mauer in das Nachbargärtchen ragten, gewährte eine natürliche Leiter.

„Auf Wiedersehen, Mademoiselle, und tausend Dank!“ — rief Bröfing dem unten stehenden Mädchen zu. — „Grüßen Sie...“

Der Rest des Tages ward durch eine trachende Flintensalve vom Bastilleplatz her unterbrochen. Der junge Mann grühte mit der Hand, ersagte einen derben Ast, schwang sich hinüber und stand im nächsten Augenblicke wohlbehalten drüben in dem Parke.

In raschem Laufe eilte er an dem Teiche vorbei dem Palais zu. Ehe er dasselbe noch erreichte, erdröhnten aus nächster Nähe Schüsse an sein Ohr.

„Also auch hier rast schon das Gefecht!“ — rief er. — „Gebet Gott, daß ich Anselmi finde, ehe es zu spät ist.“

Die Glastüre nach dem Parke war bloß angelehnt, das Tor nach der Straße dagegen fest verrammelt. Das Erdgeschloß des Palais schien wie ausgestorben. Bröfing eilte die Treppe zum ersten Stocke hinan.

Auf dem Gange traf er den Haushofmeister der Fürstin, Mr. Lebrun, welcher bei seinem Anblicke zurückfuhr, als erblicke er ein Gespenst.

„Um Gottes Willen, Mr. Bröfing, wo kommen Sie her?“ — rief der Mann, die Hände vor Verwunderung zusammenschlagend.

„Zunächst aus dem Parke“ — antwortete Bröfing in fliegender Hast. — „Doch davon nachher. Wo ist die Fürstin? Wo ist Fräulein Clementine? Wo ist Anselmi?“

„Die Damen sind seit gestern in Auteuil!“

„Gott sei Dank!“ — rief Bröfing tief aufatmend. — „Und Mr. Anselmi?“

„Wahrscheinlich noch hier. Aber bei uns ist er nicht gewesen!“

„Ich muß ihn um jeden Preis sehen! Wie komme ich fort?“

„In diesem Anzuge“ — sagte Lebrun, den jungen Mann vom Kopfe bis zu den Füßen betrachtend — „kommen Sie keine zwei Straßen weit. Sie sehen ja aus, als seien Sie von der nächsten Barrikade herabgestiegen!“

„Sie haben recht!“ — erwiderte Bröfing. — „Verschaffen Sie mir schnell einen anständigen Anzug und vor allem etwas zu essen, denn ich bin aufs äußerste erschöpft. Meine Abenteuer erzähle ich Ihnen ein anderes Mal!“

„Kommen Sie herauf in mein Zimmer, Mr. Bröfing“ — sagte Lebrun, der sich noch immer nicht von seinem Erstaunen erholen konnte. — „Sie können sich dort umkleiden. Unterdessen bringe ich Ihnen eine Flasche Wein und etwas Kaltes. Hören Sie, da kracht es schon wieder!“ — rief er zusammenfahrend. — „Mein Gott, wie soll das enden! Es ist, als ob der jüngste Tag angebrochen wäre!“

„Rasch! Rasch! Mr. Lebrun!“ — rief Bröfing. — „Zum Jammern ist später noch Zeit genug. Nur schnell die Kleider. Der Boden brennt mir unter den Füßen!“

Lebrun führte den jungen Mann in sein Zimmer im dritten Stock, überreichte ihm den Schlüssel zum Kleiderkranke, öffnete den Waschtisch und eilte dann hinab in die Küche und den Keller.

Wasa hatte Brösing Toilette gemacht. Seine Hände am Kopfe, die er jetzt zum ersten Male im Spiegel besah, schienen ein langer, aber nicht sehr tiefer Nis zu sein. Er wusch sie aus und verband sie mit einer schwarzen Seidenbinde.

Er trat ans Fenster. Die Häuser gegenüber waren bloß zweistöckig, so daß er über ihre Dächer weg das furchtbare Schauspiel des Straßenkampfes bequem mit ansehen konnte. Der Bastilleplatz war furchtbar besetzt und ward mit Erbitterung verteidigt. Auf allen Barrikaden wehte stolz die rote Fahne, ein Zeichen, daß der Aufstand noch vollkommen Herr des Terrains war. Die Truppen, im Vereine mit der Nationalgarde, machten riesige Anstrengungen, sich der Bollwerke zu bemächtigen. Allein die Aufständischen, vortrefflich bewaffnet und in großer Zahl vorhanden, kämpften wie die Löwen. Aus allen Fenstern, von den Dächern der Häuser, ja sogar aus den Kellerlöchern drang der Rauch des Kleingewehrfeuers hervor. Das Getöse war ein unbeschreibliches. Sogar den Streiftrupp der Kämpfenden hörte man bis herüber und mitten unter dem Getöse ab und zu das elektrisierende Revolutionslied, die Marseillaise.

Brösing hatte über dem wildaufragenden Schauspiel seiner körperlichen Erschöpfung so ganz vergessen, daß Lebrun, der unterdessen mit einigen anderen Leuten eingetreten war, ihn fast zu dem Tische ziehen mußte, auf welchen er den Wein und die Speisen gestellt hatte. Sattig verschlang der junge Mann ein paar Bissen, stürzte einige Gläser Bordeaux hinab und zündete sich dann, ein lang entbehrteter Genuß, eine Zigarre an.

„Und nun, Mr. Lebrun“ — sagte er — „die wichtigste Frage: Wie komme ich nach den Champs Elises?“

„Ja, das weiß Gott!“ — versetzte der Haushofmeister. — „Ich schaue schon seit einigen Stunden dem greulichen Spektakel zu. Mir scheint fast, daß wir überall von Barrikaden umgeben sind, denn es knallt ja von allen Seiten. Da, hören Sie, nun fängt es auch drüben in der Revillastreße an. Ach, du mein Gott, was wird aus uns werden?“

„Nun, ich denke“ — meinte Francois, der Kellermeister, — „der einzige Weg, um nach den Champs Elises zu kommen, müsse der über die Boulevards sein. Daß diese im Besitze der Truppen sind, sieht man ja von hier aus und so ungeschickt werden doch wohl die Blauen nicht sein, daß sie sich die Notizen in den Rücken kommen lassen.“

„Sie haben Recht,“ — rief Brösing — „das ist in der Tat die einzige Möglichkeit. Aber wie soll ich auf den Boulevard gelangen?“

„Der Park hat einen Ausgang nach der kleinen Gasse des Epampes“, — sagte der Kellermeister. — „Diese führt nach der Gasse und von dort aus sind Sie in wenigen Minuten auf dem Boulevard des Filles du Calvaire. Diese Gassen sind alle klein und eng und keine von ihnen führt direkt nach einer der Hauptstraßen. Es ist also wahrscheinlich, daß dort noch keine Barrikaden sind.“

„Ihr Rat ist vortrefflich. Ich werde ihn benutzen,“ — rief Brösing. — „Kommen Sie, führen Sie mich rasch nach der Parktüre.“

„Steden Sie sich zur Vorsicht noch eine Flasche Wein ein, Mr. Brösing“, — meinte der umsichtige Kellermeister — „denn mit den Restaurants dürfte es heute in Paris schlecht bestellt sein! Brösing dankte für den guten Rat und schob den Vordeutag an die Stelle von Vaptistes nutzlos gewordenen Revolver. Dann eilte er, von der ganzen Dienerschaft gefolgt, nach dem Parkpförtchen.

„Wenn Sie Ihre Durchlaucht sehen sollten,“ — rief ihm der Haushofmeister nach, indem er sorgfältig das Gitter hinter ihm schloß, — „so sagen Sie ihr, daß wir alles Wertvolle im Park vergraben haben. Kommt das Gefindel ins Hotel, so findet es wenigstens nichts zum Fortschleppen.“

Die Vermutung des Dieners bestätigte sich, und Brösing gelangte durch die Seitengassen ungehindert nach dem Boulevard.

Wie sah es hier aus! Die elegante Straße glich einem Heerlager. Unter Trommelschlag rückten von dem Boulevard St. Martin Truppen ab, ein Zeichen, daß die Aufständischen in der Frühe bei der Porte St. Martin mühen geworfen worden sein. Vor den Trottoirs standen die Gewehre der lagernden Truppen in Pyramiden beisammen, und von dem Boulevard Beaumarchais her brachte man die Opfer der furchtbaren Katastrophe, verwundete Soldaten und Nationalgardisten, auf Leitern, Handkarren, oder auch von je zwei Mann unter den Armen und bei den Weinen gefaßt. Alles bewegte sich in der Richtung nach dem Boulevard St. Martin. Dabei brannte die Sonne mit unerträglicher Glut und ununterbrochen krachte das Gewehrfeuer vom Bastilleplatz drunten. Jetzt rasselte eine halbe Batterie Geschützpfeiler im Trabe heran, von den lagernden oder marschierenden Truppen mit donnerndem Jubelrufe begrüßt.

Brösing sprang rasch zur Seite, um nicht von einem der Pferde niedergeworfen zu werden. Dabei rannte er von hinten gegen einen der Soldaten, welche die Verwundeten herbeischleppten.

„Können Sie nicht sehen, wohin Sie treten? ...“ fluchte der Mann.

Brösing kehrte sich rasch um. Er wollte mit einem Worte der Entschuldigung weiter eilen, aber dieses Wort blieb ihm in der Kehle stecken, denn der Verwundete, welchen die beiden Chasseurs de Vincennes trugen, war kein anderer als Alfred Richelieu.

(Fortsetzung folgt.)

Dies und Das.

Die mißbrauchten Liebesbriefe. Aus Chicago wird von einem äußerst amüsanten Prozeß berichtet, in dem eine Frau Ernest einen Künstler auf Schadenersatz verklagte, weil er angeblich durch eine Anzahl Liebesbriefe, die sie für ihn geschrieben hat, in den Besitz einer reichen Frau gelangt ist. Der Künstler, ein angeblicher Graf Lala, bestritt vor dem Gerichtshof die Ansprüche der Frau Ernest. Doch diese verlangte die Verlesung der mißbrauchten Liebesbriefe, die unter den Zuhörern eine große Heiterkeit erregten. In den Briefen gab sich Graf Lala für einen großen Idealisten aus, der eine Reform der amerikanischen Kunst anstrebte. „Es ist meine stille Hoffnung und wird mir, so Gott will, wenn ich einst eine Gattin bekommen sollte, die mich wirklich liebt und meine Kunstbegeisterung unterstützt, auch gelingen, meine Pläne hinsichtlich der Hebung der amerikanischen Kunst durchzuführen,“ so ließ Graf Lala Frau Ernest schreiben. An einer anderen Stelle heißt es: „Liebe und Arbeit zugleich, welche Glückseligkeit. Ihre Briefe rufen in mir immer größere Sehnsucht nach einem Heim hervor.“ Bei der Zeugenvernehmung stellte sich später heraus, daß das „Schloß“, auf dem Graf Lala angeblich geboren war, ein kleines zweistöckiges Haus einer portugiesischen Landstadt ist, und daß der Graf sich seinen Titel aus eigener Machtvollkommenheit zugelegt hat.

Aus den Romanen des Lebens. Eine ergreifende Szene spielte sich Sonntag nachmittag auf dem Baumgartner Friedhofe ab. Grabbesucher hörten, wie das „Z Fremdbild“ schreibt, plötzlich einen lauten Schrei und fanden an einem Grabe einen armlich gekleideten Mann und eine elegante Dame, die sich innig umschlungen hielten. Die beiden waren ein Geschwisterpaar, das sich nach 30jähriger Trennung am Grabe der Eltern wieder gefunden hatte. Es war im Jahre 1879, als Franz M., der damals zwanzigjährige Sohn eines Fabrikanten, im damaligen Vororte Gaudenzdorf plötzlich aus dem elterlichen Hause verschwand. Er wandte sich mit einer wandernden Artisttruppe ins Ausland, kam nach Holland, England und schließlich nach Amerika und blieb für seine Eltern verschollen. Nach einiger Zeit starb die Mutter aus Gram über den Verlust ihres einzigen Sohnes und bald nachher der Vater. Die Tochter des Fabrikanten blieb allein zurück, die Fabrik wurde verkauft, die Schwester zog sich in den heutigen 13. Bezirk zurück, wo sie seit vielen Jahren lebt. Franz M. hatte wenig Glück in Amerika gefunden, kam ins Elend und besaß zuletzt nur noch gerade so viel, um nach seiner Vaterstadt zurückkehren zu können. So kam er nach Wien. Acht Tage lang forschte er überall nach seinen Angehörigen, aber niemand wußte ihm Auskunft zu geben. Endlich erfuhr er, daß seine Eltern auf dem Baumgartner Friedhof ruhten, und als er Sonntag das Grab besuchte, fand er seine Schwester. Beide verließen in tiefer Rührung den Ort des Friedens, um nach 30-jähriger Trennung nun beisammen zu bleiben.

Schwarze Diamanten. Gewöhnlich pflegt man unter „schwarzen Diamanten“ die Steinkohle zu verstehen. Es gibt indeß noch eine andere Art schwarzer Diamanten, die diesen Namen besser verdienen und von denen hier die Rede sein soll. Nur an einem einzigen Punkte der Erde, auf dem beschränkten Territorium der Schwarzdiamantfelder in Brasilien, wird der edle Stein gefunden, der diesen Namen im Handel und in der Technik trägt. Es sind kleine, nicht in Kristallform, sondern unregelmäßig gestaltete Stüchchen von braunem bis tief schwarzem Kohlenstoff, amorph (gestaltlos) und härter sogar noch als der kristallische, funkelnde Edelstein. So wenig jemals auf den Diamantfeldern Afrikas oder Australiens ein Stück dieser schwarzen Diamantkohle gefunden wird, so wenig kommen auf den Black Diamond Fields Brasiliens je klare Edelsteine vor. Die Natur muß hier in einer Laune, in einem ganz seltenen Fall ihres Werdens, Umstände erzeugt haben, die das Entstehen der schwarzen Diamanten begünstigten, — einmal und dann nicht wieder. Die Steine werden in Größen von drei Karat bis zu einigen hundert Karat gefunden und gegenwärtig im Preise nicht viel geringer als klare Diamanten bewertet. Während man vor 30 Jahren 16 Mark für das Karat bezahlte, werden sie jetzt mit etwa 350 M. gehandelt, und wer weiß, ob ihr Preis mit zunehmendem Bedarf nicht noch weiter steigt. Die ganze Ausbeute wird nämlich fast ausschließlich für einen einzigen Zweck verbraucht, für Tief- und Gesteinsbohrungen. Die Stahlbohrer, mit denen harte Felsen oder tiefe Schichten durchsenkt werden, haben einen gewaltigen Druck auszuhalten, denen selbst der festgehärtete Stahl nicht widersteht, nur der Diamant hat dazu die genügende Härte. Man befestigt deshalb die ringförmige Angriffsfläche solcher Bohrer, die „Krone“, mit kleinen Diamanten, und dazu sind die schwarzen ihrer größeren Härte wegen noch mehr gesucht als die durchsichtigen Edelsteine. Eine gut und mit nicht zu kleinen Steinchen besetzte Bohrkronen repräsentiert unter Umständen einen Wert von 5000 bis 10 000 M. Früher sind auch die Steinsägen für hartes Gestein vielfach mit kleinen Splintern von schwarzem Diamant besetzt worden, aber bei dem heutigen Preise ist das nicht mehr rentabel, und so schränkt sich ihre Verwertung immer mehr auf Tiefbohrungen ein. Bei diesen kann man nämlich den Bohrer wegen des langen, schweren Gestänges nicht so oft wechseln, wie z. B. bei Tunnelbohrungen, und muß deshalb darauf Bedacht nehmen, daß sich die Bohrkronen möglichst lange hält.

Algerien.

Von Dipl.-Ing. H. Roeder-Wiesbaden.
(Schluß.)

An landschaftlichen Reizen ist Algerien sehr reich, doch stellt das Reisen hier, wegen des unterschiedlichen Klimas und der großen Entfernungen einige Anforderungen an Gesundheit, Zeit und Geld. Wer an Luxus gewöhnt ist, findet solchen gegen dementsprechende Zahlung auch in Algerien, wer bescheidenere Ansprüche stellt, kommt auch ans Ziel. Man kann in Algerien nahezu auf alle in Europa üblichen Arten reisen, als weiteres Transportmittel kommt noch das von den Arabern bevorzugte Kamel hinzu. Trotz seiner vielen Vorzüge wird sich dieses stets unzufriedene und schmutzige Tier unter den europäischen Reisenden wenig Sympathien erwerben! Empfindliche Personen verspüren bei seiner Benutzung ähnliche Gefühle wie bei der Durchquerung des Meerbusens von Biskaya.

Die Züge der verschiedenen Bahnlinsen, deren Material, wie schon erwähnt, durchaus minderwertig ist, fahren nur mit ganz geringer Geschwindigkeit, da sie in erster Linie für den Frachtverkehr bestimmt sind. Das gleiche gilt auch für den Verkehr längs der Küste aufrechtstehenden Dampfer. Diese lassen in bezug auf Bequemlichkeit und Innehaltung der Fahrzeit viel zu wünschen übrig, was im Interesse eines geregelten Touristenverkehrs zu bedauern ist, da das Reisen zur See erlauben würde, auf angenehme Art sehenswerte Punkte wie: Cherchell, Djijelli, La Galle usw. zu besuchen, die von der Landseite aus nur unter großen Umständen zu erreichen sind.

Wo die Bahn versagt, bedient man sich der von den Arabern gerne benutzten „diligences“, das sind als Reisewagen fungierende Karrenlasten, die im wahren Sinne des Wortes in üblem Geruch stehen; ganz abgesehen von anderen Unannehmlichkeiten, welche die Berührung mit den, nichts weniger als reinlichen Eingeborenen im Gefolge hat. Auch das Fahrrad — in größeren Städten schon längst eingeführt — erfreut sich einer stetig fortschreitenden Beliebtheit, während Kraftwagen, außerhalb der größeren Plätze, wegen Garagenmangel und Terrainschwierigkeiten im Innern des Landes nur selten zu sehen sind.

Der Zustand der, dem Verkehr der Küstenplätze mit dem Innern dienenden Landstraßen, sog. Nationalstraßen, hängt ganz von der Bitterung ab. Sehr staubig während der Trockenheit, sind sie in der Regenperiode an Stellen, wo das Wasser keine Gelegenheit hat abzufließen, öfters kaum passierbar. Da ferner der Staat mit dem Bauen von Brücken über die im Sommer ganz ausgetrockneten Flußbetten sehr sparsam ist, bildet das häufige Fehlen derselben für den Reisenden nicht selten ein unvorhergesehenes Hindernis. Wohl sind an den Ufern an geeigneten Stellen Furtun kenntlich gemacht, die jedoch nach den dort plötzlich einsetzenden, wolkbruchartigen Regenfällen meistens nicht mehr zu erkennen sind. Um eine Vorstellung von der Gewalt dieser alljährlich eine Anzahl Opfer an Menschen und Tieren fordernden Wassermassen zu erhalten, mag nur erwähnt werden, daß vor etlichen Jahren die Fluten des in wenigen Stunden in einen reißenden Strom verwandelten Baches de l'Habra, in der Nähe von Perregaux, eine Eisenbahnbrücke zerstörten, deren Eisenteile, 80 000 Kilogramm, wie Streichhölzer zerfnickt, weit weggeschwemmt wurden.

Reisen zu Fuß auszuführen, wäre in Algerien geradezu ideal, wenn nicht der großen Zwischenräume wegen die Gefahr nahe läge, zeitweise ohne jegliches Obdach zu sein. Diesem Nebelstande hilft das im Süden vielfach benutzte Pferd in ausreichender Weise ab, da es imstande ist, täglich 50–60 Kilometer zurückzulegen. Auch birgt diese Art des Reisens einen gewissen Reiz in sich. Die Einsamkeit der Wüste mit ihren trügerischen Luftspiegelungen und unendlichen Perspektiven erweckt im Geiste Empfindungen, die man nicht bereut, kennen gelernt zu haben.

Wie der Reisende, so kommt auch der passionierte Jäger in Algerien auf seine Kosten. Die Gebirge des Tell und des großen Atlas beherbergen noch Löwen und Panther, so daß dem Nimrod Gelegenheit geboten ist, der Jagdlust in ausgiebiger Weise zu fröhnen.

Von den Eingeborenen am meisten gefürchtet ist der schwarze Löwe, von dem die Kabylen behaupten, daß er nicht wie die andersfarbigen umherschweift, sondern Jahre lang an einem Orte bleibt, von wo aus er auf Raub ausgeht. Die Kühnheit dieser Bestie soll sogar soweit gehen, daß sie sich nicht scheut, ihre Opfer nächtlicherweise aus den Duars (arabische Dörfer) zu holen. Um dieser Landplage zu steuern, hat die französische Regierung Schutzgelder für die Tötung der Raubtiere ausgesetzt. Bei der Verfolgung dieser Räuber kommt es nicht selten vor, daß ein von Angehörigen eines Stammes verfolgtes Tier in das Gebiet eines anderen übertritt, und dort zur Strecke gebracht wird, was stets zu Zwistigkeiten zwischen den einzelnen Stämmen führt, deren Schlichtung der französischen Behörde nicht wenig Mühe verursacht. Im Süden sind Hyänen und Schakale noch sehr häufig. Hauptsächlich letztere werden als abgefeimte Hühnerräuber und Schafreißer von den Eingeborenen mit grimigem Haß verfolgt. Der Araber tötet dagegen die Hyäne nicht mit Kugel oder Schwert, was als ehelos gelten würde,

sondern sucht sich diesen als Murren ausgelesenen Fleisch fresser zu bemächtigen, um ihm mit Mühseligkeiten oder Steinwürfen den Garaus zu machen.

Der für den Europäer interessanteste Teil des Landes ist unstreitig der Süden. Nach demselben führen von den Hauptplätzen aus die drei Linien: Algier—Laghouat, Constantine—Biskaya und Oran, Saïda—Ain Sefra. Die letztere, an abwechselnden Eindrücken am reichsten, schneidet, von Oran aus über den Hafenort „Arzew“ gehend, bei Perregaux die Bahnlinie Algier—Oran und durchquert dann eine von dem Flüssen de l'Habra bewässerte und mehr wie einmal verwüstete Ebene. Ein ausgangs der Berge, etwa 500 Meter langes und an der Basis 50–60 Meter hohes imposantes Mauerwerk dient dazu, etwaigen Wasserlatastrophen vorzubeugen. Anfänglich an den Flußbetten des l'Habra und des Oued-el-Hammam entlang und später unter allmählichem Steigen durch mehr oder weniger kultivierte Höhenzüge fahrend, gewinnt die Bahn die Stadt Saïda.

Von dem alten Saïda, im Jahre 1844 von Abd-el-Kader verteidigt und den Franzosen zerstört, sind nur noch einige Mauerreste zu sehen. Die neue Stadt ist 2 Kilometer davon entfernt aufgebaut und macht gleich den anderen südlichen Städten eher den Eindruck eines verlassenen Lagers. Kasernen und Redouten, sowie ein im Renaissance-Stil aufgeführtes „Hotel de ville“ (Rathaus) und eine weiße Moschee bilden die einzigen Sehenswürdigkeiten. Von Saïda bis Ain-el-Hadjar steigt die Strecke rapid, um dann weiter bei unmerklicher Steigung eine schier endlose Ebene zu durchlaufen. Zwischen „Afrassala“ und dem „Kreider“ beginnt die Region der „F. n. n. organ“. Diese Luftspiegelungen zaubern dem Reisenden oft Wälder und mit Schiffen belebte Seen vor Augen; leider ist dies nur eine optische Täuschung, denn hier wächst kein Baum und weit und breit ist kein Wasser vorhanden, um den brennenden Durst zu löschen. Dennoch ist diese schreckliche, entwerdende und endlose Wüste nicht so einsam, wie man sie sich gewöhnlich vorstellt. Grasende Schafherden oder ein am Horizont auftauchender Wüstenreiter unterbrechen von Zeit zu Zeit für einige Sekunden die Gleichförmigkeit der unendlich erscheinenden Ebene. Der Kreider ist eine an dem „Schott-el-Scherga“ gelegene, mit den Hauptstützpunkten des Landes telegraphisch verbundene, stark besetzte Festung. Für den Fall einer Unterbrechung der Telegraphenlinie übten Telegraphisten von Zeit zu Zeit auf einem hohen Turm optische Lichtsignale ein.

Aus der in der Festung sich befindlichen Quelle werden die Wasserbehälter der weiter südlich gehenden Züge gespeist, um neben anderen Nahrungsmitteln den nachfolgenden Stationen zugeführt zu werden. Der Wassermangel ist ein wunder Punkt in der Entwicklung der Kolonie, der häufig zur Lebensfrage wird. Vom Kreider gelangt man über die Wasserseide „Retalis“ nach „Ain-Sefra“. Die Station gleicht, wie alle weiter südlich gelegenen, einer wirklichen, wenn auch unmodernen Festung. Mit Schießscharten versehene Mauern umgeben das ganze Wohngebäude, und von dem flachen Dache des Hauptgebäudes kann man hinter gepanzerten Deckungen den Feind schon von weitem beobachten und unter Feuer nehmen.

Die von „Ain-Sefra“ über „Alout“ nach „Dubbhri“ führende Linie war anfänglich für das Publikum gesperrt und konnte nur mit behördlicher Genehmigung benutzt werden. Diese südlich mit großen Mitteln errichteten Bahnlinsen dienen weniger wirtschaftlichen als politischen Zwecken.

An den neu erschlossenen Oasen entstehen die Ansiedlungen und Anpflanzungen mit amerikanischer Geschwindigkeit. Jedoch entwickelt sich die Dattel, das Hauptprodukt der Sahara, nicht überall gleichmäßig, da bei einem großen Unterschiede der Tages- und Nachttemperatur Frost und Schnee nicht selten sind.

Von einem rechts von „Dubbhri“ gelegenen Berghügel kann man bei klarem Wetter in einer Entfernung von etwa 18 Kilometern, hinter einer dunklen Dattelgruppe sich weiß abhebend, die geheimnisvolle, marokkanische Stadt „Fijig“ sehen. Das Betreten der heiligen Stadt ist allen Ungläubigen bei Todesstrafe verboten, doch ist sie schon häufig von Europäern verheißt oder nächtlicherweise besucht worden. Wenn nicht unvorhergesehene Ereignisse eintreten, wird dereinst von hier aus, trotz der Algeiras-Konferenz und aller diplomatischen Versicherungen, der Vorstoß Frankreichs gegen Marokko stattfinden.

Die südliche Ausdehnung der Kolonie führt stets zu Kämpfen mit den wilden Bergstämmen, die zu unterwerfen Hauptaufgabe des Fremdenregimentes ist. Mancher Deutsche hat hier schon, von Werbeagenten oder Abenteuerlust verführt, sein Leben im Interesse französischer Eroberungspolitik ausgehaucht.

Wenn auch Frankreich schon seit langen Jahren im Besitze der Kolonie ist, so sind die Franzosen doch noch weit davon entfernt, sich das Herz und die Sympathie der Araber erworben zu haben. Zwischen den beiden Völkern besteht eine zu große Unähnlichkeit der Sitten und Gebräuche, des Charakters und der Religion. Dieser Kontrast tritt schon klar vor Augen, wenn man den feierlich und langsam, ohne jede Bewegung sprechenden Araber mit dem lebhaft gestikulierenden Franzosen in Unterhandlungen beobachtet. Der Araber hat von innen heraus schon ganz andere Anschauungen wie der Europäer. Wenn letzterer warme Füße und einen kühlen Kopf als Zeichen des Wohlbefindens ansieht, so behauptet der Araber gerade das Gegenteil. Wü der Europäer

einem Araber gegenüber „eigentlich höflich sein, indem er sich nach dem Wohlbefinden seiner“ „Frauen erkundigt, so hat er ihn, ohne es zu wissen, so beleidigt. Als Gruß zieht der Araber seinen Turban, anstatt zu lächeln, noch fester in den Kopf. Pantoffelhelden gut es bei den Arabern nicht, hier ist der Mann absoluter Herr in der Gasse; wird der häusliche Frieden gestört, so stellt er die nötige Ruhe mit Hilfe des Stodes wieder her. Die Frauen führen dagegen mehr ein Leben wie Gefangene, sie gehen selten aus und dann nur tief verschleiert. Die Achtung vor dem Oberhaupt der Familie geht sogar soweit, daß der Sohn in seiner Gegenwart weder sich zu setzen, noch zu sprechen oder zu rauchen wagt. Ebenso respektieren auch die jüngeren Söhne den Erstgeborenen. Um seine Töchter kümmert sich der Araber so gut wie gar nicht, er weiß oft nicht einmal die genaue Zahl derselben. Unter der französischen Justiz stehend, schlichten die algerischen Araber Streitigkeiten persönlicher Natur in einfacher und schneller Form unter sich. Geistesranke sehen sie als heilig an und lassen sie frei herumlaufen. Bei den Kabylen herrscht auch noch die Blutrache, die zu unterdrücken den Franzosen wohl schwerlich gelingen wird. Der Araber hat nur Interesse für die Vorkommnisse in seinem Stamme; sich über die internationale, politische Lage aufzuregen, überläßt er anderen. Er ist eben Fatalist; trifft ihn irgend ein Unglück, so nennt er es: „Hakun-Erb.“ (Gottesbefehl).

Im Kampfe ist der Araber ein grimmiger Gegner, denn nach dem Koran ist er verpflichtet, so viel Gegner wie möglich zu töten. Das Fliehen vor dem Feinde gilt bei ihm jedoch nicht als ehrlos, sondern gehört häufig zur Gefechtsstrategie. In Zeitungsnachrichten, welche über Kämpfe mit Arabern berichten, wird das Zurückgehen derselben oft fälschlicherweise als Niederlage gedeutet.

In Algerien liegt das 19. französische Armeekorps, dessen Gesamthärke einschließlich der Reserve auf 1400 Offiziere und 50 000 Unteroffiziere und Mannschaften angegeben wird. Selbstverständlich könnten diese Zahlen bei der vorhandenen kriegerischen Bevölkerung bedeutend vergrößert werden. Nur hat die Bewaffnung eines so unsicheren Volkes doch ihre Bedenken und ist auf alle Fälle ein sehr gewagtes Experiment. Die Franzosen scheinen ganz vergessen zu haben, daß, als 1871 die Nachricht von den Niederlagen der französischen Armee nach Algerien drang, sich selbst die von der französischen Regierung verhängten und als ganz sicher geltenden Scheichs El-Mokrani und Beni Ali-Scherif der Empörung anschlossen.

Ob die Franzosen, durch die Ausführung ihrer von der französischen Presse teilweise mit Begeisterung aufgenommenen Idee sich nicht ihr eigenes Grab graben, wird die Zukunft lehren.

Ein Opfer des Mars.

Vom Hörsaal ins Irrenhaus.

Der rätselhafteste Planet Mars, dem die Astronomen in rastloser, stiller Arbeit seine Geheimnisse zu entreißen suchen, hat ein Opfer gefordert: Der bekannte französische Astronom Professor Jousue, dessen unermüdlichem Forschungseifer die wissenschaftliche Welt so viel verdankt, mußte dieser Tage aus dem Saale der Akademie der Wissenschaften, wo er einen Vortrag hielt, direkt ins Irrenhaus überführt werden.

Professor Jousue hatte sich in den letzten Jahren, wie aus Paris gemeldet wird, speziell dem Marsstudium zugewandt und veröffentlichte umfassende Arbeiten über die Marslande, über die Schwere und Größe des Planeten, über die atmosphärischen Bedingungen und die Jahreszeiten auf dem Mars. Die Eroberung und Wiedereingliederung kam auch Jousue schließlich zu der Ueberzeugung, daß man mit Hilfe genügend großer Spiegel Lichtsignale mit dem Mars tauschen können müsse. In den vergangenen Herbsttagen kam der Mars bekanntlich der Erde sehr nahe; Professor Jousue begann bereits vor Jahresfrist seine Vorbereitungen. Er ließ einen großen parabolischen Spiegel herstellen und ein Elektrizitätswerk eigens für das Experiment errichten. Der Gelehrte opferte sein ganzes Vermögen für die Chimäre. Voll Mitleid blickten die Kollegen auf den berühmten Gelehrten, der so nahe am Gipfel seiner höchsten Leistungskraft von einer Monomanie befallen schien.

Seit Monaten verbrachte Jousue seine Stunden an seinem parabolischen Spiegel. Mit einer gewissen Erleichterung erfuhr man endlich, daß Professor Jousue für die nächste Akademiesitzung einen Vortrag angekündigt hatte mit dem Thema: Der gegenwärtige Stand des Verkehrs mit dem Planeten Mars. Man kannte Jousue als einen äußerst gewissenhaften Forscher und war auf seine Ausführungen sehr gespannt.

Vor einem schweigenden Auditorium erhob sich Professor Jousue während der letzten Sitzung der Akademie und begann seinen Vortrag mit den Worten: Meine Herren, ich habe an die Möglichkeit geglaubt, mit dem Planeten Mars in Verbindung treten zu können. Ich habe mich geirrt. Er teilte nun in logisch gegliederter Rede die Ergebnisse seiner jüngsten Beobachtungen mit und schilderte seine Versuche, mit dem Mars Lichtsignale zu tauschen. Aber plötzlich spürte man, wie die klaren Gedanken-

gänge des Gelehrten sich verwirrten, die logischen Zusammenhänge zerrissen. Phantastische Vorstellungen sprühten auf und schließlich stand Jousue da und erzählte von einem Telegramm vom Mars, das er erhalten haben wollte: Vom Mars zur Erde. Werdet Ihr endlich aufhören, uns mit Euren Lichtsignalen zu belästigen? Sagt es Euch doch selbst, ein für alle Mal, wir können sie nicht sehen, denn wir haben keine Augen. Ich ließ (so fuhr der unglückliche Gelehrte fort) meine Arme mutlos sinken, die Verbindung mit dem Mars war unmöglich, die Marsbewohner selbst erklärten, die Signale nicht zu sehen. In Ermangelung der Augen. Und was die drahtlose Telegraphie betrifft...

In diesem Augenblick näherte sich der Sekretär dem Gelehrten und flüsterte ihm etwas zu. Während das Auditorium in dumpfem, schmerzlichem Schweigen verharrte, führte man den greisen Gelehrten aus dem Saal. Wenige Minuten später brachten ihn zwei Aerzte ins Irrenhaus.

Wie wir leben.

Stimulantien.

Ueber Stimulantien wie Alkohol, Tabak, Tee, Kaffee und Morphinium plaudert Bernard Shaw in seiner elegant-geistreichen Art im zweiten Hohenheft „Nord und Süd“.

Als moderner Mensch, der sich mit den schönen Künsten befaßt und in London von dem Schweiß seines Gehirns lebt, wohnen ich in einer Welt, die, außerstande, an Brot allein zu denken, im wesentlichen von Alkohol und Morphinium lebt. Junge und sehr sentimentale Leute leben von der Liebe und sind von Dichtwerken aller Art entzückt, die die Liebe für das Alpha und Omega halten; eine aufmerksame Prüfung jedoch wird gewöhnlich die Tatsache konstatieren, daß jene auch so ätherische Art der Liebe nur ein Symptom der Gifte ist, die ich oben erwähnte, und an sich nur bei solchen Personen vorkommt, deren Normalzustand dem gleicht, der durch narkotische Stimulantien bei gefunden Personen hervorgerufen wird. Wenn wir von den schönen Künsten der Gegenwart alles beiseite lassen, was gefühllos oder prosaisch ist, — und das gehört ja auch im eigentlichen Sinn nicht zu den schönen Künsten —, so können wir unbesorgt den Rest zu den Gefühlen rechnen, die der Teekessel, die Flasche oder die sublimen Spritze hervorgerufen haben.

Eine Musterung der klügsten Männer und Frauen Londons, denen man den Nachmittagsstee versagt hat, würde viele Illusionen zerstören. Tee, Kaffee und Zigaretten machen Konversation; Bier und Tabak routinisierten Journalismus; Wein und Galanterie: brillierenden Journalismus, Essays und Romane; Branntwein und Zigarren rufen heftig fromme oder erotische Poesie hervor, Morphinium tragische Exaltation (die sehr nützlich für die Bühne ist) — und Nüchternheit die Predigt eines Durchschnittsgeistlichen. Die Lebhaftigkeit der Presse, der Kangel, der Rednertribüne und des Theaters ist nur ein Symptom für die Lebhaftigkeit des Handels mit Tee, Tabak und Schnaps.

Es ist zwar wahr, daß die Welt nicht schlechter wird, aber alles, was einen leichteren Fortschritt der Zivilisation bedingt, bedingt auch eine größere Leichtigkeit in der Beschaffung von Giften. Und so werden ganze Massen schwarzer Menschen von dem Angesicht der Erde fortgewischt; und jede Ausdehnung und Verfeinerung der Giftproduktion nimmt eine Schicht aus der weißen Gesellschaft und gibt sie dem Untergang preis. Der alte biedere Trinkerbrauch beruhigte, soweit ich mich entsinne, auf der Idee, daß man erst seines Tages Arbeit tat und sich hinterher zu Erholung betrank. Heute betrinkt man sich, um arbeiten zu können. — Shakespeare hatte viel weniger Gelegenheit, seine Nerven zu ruinieren, als Dante Rossetti. Und wenn auch Shakespeare der Ueberlieferung nach sich zu Tode soff und in einem Rinnstein umkam, so fakte er doch jedenfalls den Alkohol als einen Feind auf, den ein Mensch in seinen Mund steckte, um ihm seinen Verstand zu stehlen; der moderne Mensch aber hält ihn für ein unumgängliches Mittel, um seinen Verstand zu ölen. Wir trinken und vergiften uns nicht aus Vergnügen, sondern um der alkoholischen Inspiration willen und auf Rat unserer Aerzte, ebenso wie die Duellanten sich auf Rat ihrer Sekundanten Mut trinken. Selbstverständlich ist diese systematisch-utilitaristische Weise, sich zu vergiften und „anzuregen“, wenn sie auch notwendig nötig ist (um nicht ihr Objekt zu töten), gefährlicher als die alten Zechereien, sobald wir den Gebrauch von Stimulantien als ein Uebel betrachten.

Verantwortlicher Redakteur: Wilhelm Glöckel in Wiesbaden.
Druck und Verlag des Wiesbadener General-Anzeigers
Konrad Heybold in Wiesbaden.